

Isa Vermehren

Mädchen '82

Ergebnisse und Probleme einer neuen Untersuchung

Im September 1982 veröffentlichte die Zeitschrift „Brigitte“ eine Untersuchung mit dem Titel „Mädchen '82“, die vom Deutschen Jugendinstitut in München verantwortet war. Das Markt- und Meinungsforschungsinstitut Contest-Census hatte vom Oktober 1981 bis Januar 1982 1148 Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren befragt, die nach einem bewährten Schlüssel auf verschiedene Ausbildungs- bzw. Berufssituationen (Haupt- und Realschule, Berufsschule, Gymnasium oder schon berufstätig und/oder arbeitslos) verteilt waren. Ebenso aufgeschlüsselt waren die Befragten nach Bundesland und Wohngegend. Die Repräsentativuntersuchung enthält vier Schwerpunkte: Beziehung zum Elternhaus, zum Partner, zur eigenen Zukunft, zur Gesellschaft. Welche Einstellungen besitzen junge Mädchen von heute? Welche positiven Entwicklungen zeigen sich? Welche Kritik wäre anzumelden?

Aussagen des Berichts

Der Bericht entwirft insgesamt ein erfreuliches Bild der heutigen Mädchengeneration: Sie hat sich durch die Befragung als lebensbejahend charakterisiert, als lern- und arbeitswillig, der Zukunft eher erwartungsvoll und entschlossen zum Handeln zugewandt als resigniert oder gar ablehnend. Die jungen Mädchen sind empfindsam für gesellschaftliche Probleme und bereit, durch einen persönlichen Einsatz an ihrer Lösung mitzuwirken. Die Schwierigkeiten, die sie mit sich, ihren Eltern, ihrem Freund haben, halten sich in Grenzen. Gerade das Bild von der Beziehung der Tochter zu den Eltern, das der Bericht widerspiegelt, stellt dem Gros unserer bundesdeutschen Väter und Mütter eigentlich ein gutes Zeugnis aus: Die große Mehrheit der Mädchen kennzeichnet ihre Eltern als gesprächsbereit. Gespräch, Auseinandersetzung, Diskussion mit ihnen spielen eine große Rolle. Hauptkonfliktquelle zwischen Mutter und Tochter sind der leidige Haushalt und die Ordnung bzw. Unordnung; der verbreitetste Konfliktstoff, an dem beide Eltern beteiligt sind, sind Zahl und Dauer der abendlichen Ausgänge.

Dahingegen betont der Bericht, daß die Freiheit, den Freund ungestört auf dem eigenen Zimmer sehen zu dürfen, inzwischen offenbar zu den Selbstverständlich-

keiten gehört. Er fügt hinzu, daß dank der zuverlässigen Verhütungsmethoden die Angst um die sexuelle Behütung der Tochter bei den Eltern nicht mehr die Rolle spiele wie früher. Er erwähnt an anderer Stelle, daß die Jungfräulichkeit vor der Ehe nur von einem sehr geringen Prozentsatz der befragten Mädchen noch bejaht wird.

Sehr auffallend und eigentlich sympathisch berührt gerade in diesen Fragestellungen die Zurückhaltung der Befragten: Die meisten verweigerten die Angabe bei weiteren Fragen nach konkreten Konflikten (z. B. Aufpassen auf kleinere Geschwister, Umgang mit Jungen, die die Eltern nicht mögen, weil die Eltern kein Vertrauen haben). Insgesamt ergibt sich aus den Prozentwerten der Antworten, daß mehr Familienleben und Familienkontakt vorhanden sind, als man aufgrund der Darstellungen in den Medien anzunehmen bereit ist.

Bei der Frage nach der Verwendung von Taschengeld und Freizeit lauten die Ergebnisse bei den Gymnasiastinnen folgendermaßen: Die meisten geben ihr Geld für Bücher und Zeitschriften aus, fast ebenso viele stecken es in ihre Kleidung. An dritter Stelle stehen die Ausgaben für Schallplatten, dann folgen die für Sport, dann erst für Zigaretten und zuletzt für Kosmetik.

Die Frage: „Wie verbringst du deine Freizeit, wenn du zu Hause bist?“ haben 51 Prozent mit „Musikhören“ beantwortet, erst danach kommt „Lesen“, dann „Besuch haben“. Bei der Frage nach der Freizeitgestaltung außer Haus steht an erster Stelle der Besuch bei der Freundin, dann der Besuch bei Freunden, dann Disco. Bei den Gymnasiastinnen halten sich übrigens Freizeit zu Hause und außerhalb des Hauses zeitlich die Waage.

Drogen, Rocker, Punks, Neonazis, Kommunisten, fernöstliche Religionen oder Philosophien haben keine Chance bei den Mädchen. Für die Grünen regt sich Interesse, mehr noch für die Friedensbewegung.

Ein besonderes Augenmerk richtet der Bericht auf die konkreten Zukunftswünsche und Zukunftserwartungen der jungen Mädchen, besonders unter den beiden Stichworten Beruf und Ehe bzw. Kinder und Familie. Diese Reihenfolge ist sicher nicht als eine Ordnung der Wertigkeiten gemeint, sondern soll chronologisch verstanden werden: Die Berufsausbildung wird von einer hohen Zahl der Befragten als selbstverständliches und zuerst zu erstrebendes Ziel genannt, einschließlich einer Zeit der Berufsausübung. Danach kommen Ehe und Familie; beides in möglichst ausbalanciertem Verhältnis zur beruflichen Tätigkeit beider Partner. Die Erwartung einer entsprechenden Aufteilung der für Haus und Familie anfallenden Arbeiten auf Mann und Frau ergibt sich daraus von selbst. Wenn schon „Doppelbelastung“, dann tunlichst für beide mit gleicher Lastenverteilung. 75 Prozent der Gymnasiastinnen geben als erstes Ziel ihrer Zukunftserwartungen an, daß sie ihren Berufswunsch verwirklichen können. 50 Prozent erstreben als erstes die finanzielle Unabhängigkeit, 41 Prozent geben den Wunsch an, zu heiraten und Kinder zu haben.

In dieser Weise ließen sich noch mehr Einzelheiten herausheben. Zusammenfassend kann man sagen, daß der Bericht diese Zielvorstellungen der heutigen Mädchengeneration ermittelt hat: Sie wollen einen Beruf, der ihnen Spaß macht, und einen Mann, der partnerschaftlich denkt. Die Hälfte der Befragten will zwei Kinder haben. Sie wollen finanziell unabhängig sein, was offenbar als ausschlaggebende Voraussetzung für selbstbestimmtes Handeln gesehen wird. Sie zeigen eine zunehmende Bereitschaft, sich über das überlieferte Rollenverständnis in der Ehe wie auch über letzte Tabus vor der Ehe oder über diese Institution selbst hinwegzusetzen. (Immerhin 34 Prozent halten ein Zusammenleben ohne Eheschluß für möglich oder wünschenswert; 42 Prozent wollen ohne Trauschein so lange zusammenleben, bis man weiß, „daß er der Richtige ist“.)

Aus diesem Untersuchungsbericht und auch aus den Beiträgen der Podiumsteilnehmerinnen, die bei der Vorstellung des Berichts Ende September 1982 in Hamburg die befragte Mädchengeneration repräsentierten, sprechen Mut und Zuversicht: 44 Prozent sind der Meinung, daß ihnen das, was sie sich vorerst nur vorstellen und wünschen können, in näherer oder fernerer Zukunft auch gelingen werde, „wenn man nur genügend Selbstvertrauen hat“. 52 Prozent rechnen allerdings damit, Kompromisse machen zu müssen.

Kritische Fragen an den Bericht

Bei der genannten Vorstellung des Berichts waren neben Vertreterinnen der Medien etwa 250 Frauen geladen, die in Behörden, Verbänden, Gewerkschaften und Parteien mit Mädchen zu tun haben. Auch viele Journalistinnen waren anwesend.

Als berufstätige Frauen von heute enthüllten sie bei ihren zahlreichen kritischen Fragen einige Tendenzen gesellschaftlichen Denkens, die einen ob ihrer Härte betroffen und für die Jugendlichen auch mitleidig machten: Sie fanden den Bericht zu positiv, zu sehr „heile Brigitte-Welt“. Sie ließen durchgehend einen Grad der Männerfeindlichkeit oder Männerverachtung erkennen, die den Gedanken an echte Partnerschaft schwer vorstellbar machte (das Wort Liebe fiel überhaupt nicht). Sie vertraten einen starken Selbstbehauptungswillen, der jede Rücksicht – sei es auf den Mann, die Kinder oder die Familie – erst einmal als Zeichen der Schwäche oder Unterwürfigkeit verdächtigt. Sie redeten, als ob sie für alle Einsichten und Forderungen aus psychologischer oder pädagogischer Forschung blind und taub seien.

Wenn so viele Frauen in einem stundenlangen Gespräch über Familie und Kinder stets nur von Familienarbeit und Erziehungsarbeit sprechen und nicht ein einziges Mal vom Familienleben, so ist dies von Bedeutung. Diese Redeweise verrät, daß den Tätigkeiten, die in einer Ehe- und Familiengemeinschaft und für sie

verrichtet werden, eigentlich kein eigener Maßstab, auch kein selbständiges Motiv zukommt, sondern daß sie neben die Berufsarbeit gerückt und im Vergleich mit ihr nach Schwere, Dauer, Erfolg und finanzieller Absicherung befragt werden. Der Begriff „Doppelbelastung“ drückt das in geradezu klassischer Kürze aus: Last ist das eine wie das andere. Das konsequente Gegenbild kann dann nur heißen: Überhaupt keine Pflicht zu haben, ist die größte Lust.

Die Mehrzahl der Mädchen hatte in dem Bericht angegeben, daß sie um der Kinder willen für ein paar Jahre aus dem Beruf ausscheiden wollen. Die älteren Frauen dagegen warnten und wiesen auf die Schwierigkeiten hin, die sich einer Wiederaufnahme des Berufs entgegenstellen, und auf die Gewißheit der finanziellen Einbuße. Dafür machten sie die Ungerechtigkeit des Männerstaats verantwortlich, der für diesen Übergang keine besseren Gesetze geschaffen habe. Ein Mädchen ging so weit, die Mutterschutzgesetze als schlecht zu bezeichnen, weil sie dem Arbeitgeber ein Argument in die Hand gäben, einen Jungen bei der Einstellung zu bevorzugen.

Die Erwachsenen plädierten in diesem Zusammenhang für Fremdbetreuung der Kinder, ein Vorschlag, der im Bericht von den Mädchen mehrheitlich abgelehnt worden war. Dagegen eine Podiumsteilnehmerin: Ein Kind haben und es aufziehen müsse doch nicht unbedingt von derselben Frau besorgt werden. Tagesmuttermodelle aus der DDR oder aus Frankreich wurden als vorbildlich hingestellt. Die beiden konkurrierenden Modelle – Mutterschaftsurlaub oder Teilzeitbeschäftigung – wurden diskutiert. Gefragt wurde, welches die bessere, sicherere, praktikablere Lösung sei für den Versuch, beiden Ansprüchen gerecht zu werden, dem Anspruch der Kinder und des Mannes und dem Anspruch des Arbeitsplatzes im Beruf.

Man kann diese Überlegungen umsichtig finden, bedacht auf kluge Wahrung des Besitzstands und auf ein sicheres Auf-zwei-Beinen-Stehen. Man kann es aber auch halbherzig finden, weil offenbar weder der Beruf noch die Familie als Ort der ganzen Hingabe, der Dreingabe aller Kräfte, aller Zeit, Phantasie und Fähigkeiten erachtet werden kann. Der eine Bereich scheint den Verzicht auf den anderen nicht wert zu sein. Eine durchgehende Tendenz im Verlauf der Diskussion war der Wunsch, aus dem Leben als Frau zwischen Familie und Beruf mit Hilfe neuer Gesetze möglichst alle Risiken und Benachteiligungen auszuschließen. Man nannte das „Gleichbehandlung“.

Nicht alle Frauen können es sich jedoch leisten, Familie zu haben und gleichzeitig berufstätig zu sein, weil schließlich alle Bereiche darunter leiden; denn dies alles zu „leisten“, ist auch eine Frage der Konstitution, der Nerven, der Regenerationsfähigkeit. Gebraucht wird die Kraft, Abstand zu halten, Arbeit zu organisieren, auf unnötige Perfektion zu verzichten und dergleichen mehr. Es ist auch eine Frage der Gesundheit der Kinder. Manche Kinderkrankheiten wären zu heilen, wenn die Atmosphäre, in der das Kind heranwächst, stärker von der

Gegenwart der Mutter abgesättigt wäre. Die Kinderpsychologen können diesen Wert der absichtslosen Präsenz der Mutter nicht genug betonen.

Die Motive für die Berufstätigkeit der Frauen sind vielfältig und im Einzelfall sicher sehr komplex. Um so mehr möchte man wünschen, daß diese Komplexität nicht gänzlich die Primärerfahrungen verdeckt, daß Leben und Lieben nicht nochmals durch einen Zweck gerechtfertigt werden müssen, sondern Sinn und Wert um ihrer selbst willen sind! Dieser Sinn droht heute verlorenzugehen.

Schließlich noch einige Einzelbeobachtungen, die nachdenklich machen: Der kranke oder alte Mensch kommt in dem Bericht nicht vor, obgleich beinahe jede Familie in der einen oder anderen Weise mit ihm zu tun hat. Nur einmal wird nach der Angst vor Krankheit gefragt, nämlich daß sie nahe Verwandte oder Freunde erfaßt: sie hat einen hohen Index. Höher allerdings liegt die Angst, daß der Beruf nicht befriedigen könnte, am höchsten die Angst vor einem Atomkrieg.

Bei der Frage nach der Freizeit außerhalb des Hauses fehlt bei den möglichen Aussagen die Kategorie des „Nächsten“. Besucht werden die Freundin oder Freunde, die Clique, das Jugendzentrum, die Disco. Auch nach Verwandtenbesuch wird gefragt. Aber der sonntägliche Dienst in einem Krankenhaus oder einem Altersheim hätte nicht vermerkt werden können, da nach ihm in der Umfrage nicht gefragt wurde.

Religion kommt nur einmal vor. Im Zusammenhang mit der Freizeitgestaltung wird auch nach der Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Jugendgruppe gefragt. Die Frage, ob man sich für fernöstliche Religionen interessiere, erscheint im Fragenkomplex „Beziehung zu Randgruppen“ und wurde, wie schon erwähnt, eher negativ beantwortet. Eine prägende Beziehung zu einer Religionsgemeinschaft wird offenbar nicht mehr vorausgesetzt oder nicht für relevant gehalten. Eine Frage nach sittlichen Werten und deren Hochschätzung wird nur einmal gestellt: Ob es gut sei, wenn Mädchen hilfsbereit sind, eine Aussage, der über 70 Prozent der Befragten zustimmen.

Bei der Erfragung der Gründe für die Beziehung zu einem Jungen, mit dem sexuelle Kontakte gepflegt werden, enthält die anzukreuzende Aussagenskala folgende Möglichkeiten: Ich kann gut mit ihm träumen, reden, schmusen, schlafen, etwas unternehmen, fühle mich geborgen, finde gut, daß er Geld oder Auto hat, kann mich auf ihn verlassen, fühle mich von ihm anerkannt. Sicher gehört es zur Eigenart solcher Umfragen, daß sie sich mit allereinfachsten Fragesätzen oder gar der gestuften Identifizierung (stimme voll zu, stimme überwiegend zu, wenig, gar nicht zu...) zu allereinfachsten Aussagen die Mosaiksteinchen für ihr Gesamtbild erfragen müssen. Dennoch bedeuten auch diese Fragen ein Erfassenwollen von Wirklichkeit, die folgende Problematik zu enthalten scheint:

So gänzlich herausgelöst aus jeglichem subjektiven Erlebens- und Reflexionsprozeß und in diesem Bericht zusammengeschweißt, suggerieren die Antworten

eine unerhörte Wucht des Faktischen, die wir allein schon wegen der doch hieb- und stichfest nachgewiesenen Tatsächlichkeit nun auch für die Wirklichkeit zu halten geneigt sind. „So sind wir! So ist das Mädchen. So denken und fühlen sie.“ Da wir gezwungen sind, für die Ortung unserer eigenen Position uns auf ein vorgegebenes Koordinatenkreuz zu beziehen, durch das die Plus- und Minuswerte festgelegt werden, liegt es nahe, sich von der scheinbaren Maßgeblichkeit solcher Untersuchungsergebnisse entsprechend beeindrucken zu lassen.

Der größere Rahmen

Der Brigitte-Bericht selbst schickt einige historische Schlaglichter voraus, die allerdings nicht hinter das Jahr 1960 zurückgreifen. In diese kurze Spanne der Vergangenheit fallen als gesellschaftsverändernde Daten die 1964 von Georg Picht angekündigte Bildungskatastrophe und die Bildungsreformen der sechziger und siebziger Jahre, die den Mädchen insofern besonders zugute kamen, als sie heute im mittleren Abschluß die Jungen überholt haben.

Gravierend wirkte sich in diesem Zeitabschnitt die Verbreitung empfängnisverhütender Mittel aus und die damit Hand in Hand gehende Veränderung in den sexuellen Verhaltensweisen. Die Enttabuisierung dieses Bereichs im Zusammenhang mit der kulturevolutionären Welle vom Ende der sechziger Jahre, in deren Zusammenhang wir auch die antiautoritäre Erziehung sehen müssen, hat folgerichtig zur Reform des § 218 und zur Nivellierung des Homosexuellen-Strafrechts geführt. 1977 trat das Gesetz zur Reform des Ehe- und Familienrechts in Kraft.

Jahrhundertlang, so stellt es sich nun heute dar, hat jenes scheinbar von der Bibel abgesegnete Modell eindeutiger Unterordnung der Frau unter den Mann gegolten, wie es der Genesisbericht von der Erschaffung der Frau nahelegte, kräftig unterstützt von der von Aristoteles herkunftigen Vorstellung, daß die Frau eine Ersatzbildung der Natur sei für das, was eigentlich eine Junge werden sollte und bei der Zeugung leider mißriet.

Über dieses androzentrische Frauenbild ist genug geschrieben worden; nichts davon muß hier wiederholt werden. Um so wichtiger allerdings ist der Hinweis, daß im Neuen Testament diese Einschätzung der Beziehung von Mann und Frau keine Fortsetzung findet, sondern daß im Gegenteil, von seinem Einfluß ausgehend, erst die Gleichstellung und dann eine gewisse Höherstellung der Frau erfolgte, wie sie sich in der Kulturgeschichte des Mittelalters an vielen Symptomen nachweisen läßt.

Daneben muß man feststellen, daß natürlich nicht ausschließlich Bibel und Überlieferung für Bild und Auftrag der Frau in der Gesellschaft verantwortlich zu machen sind. Die soziokulturellen Lebensformen, der spezifische Beitrag der Frau bei der Weitergabe des Lebens, auf die sich der Selbsterhaltungstrieb der Gesell-

schaft konzentriert, das alles müßte mitbedacht und ausgeführt werden, wollte man der hier aufgeworfenen Problematik gerecht werden.

Das Mittelalter kennt Königinnen und Kaiserinnen, Äbtissinnen mit Krummstab und Söldnern, Missionarinnen und Kirchenlehrerinnen. Das macht deutlich, daß das Selbstbewußtsein der Frau keine Angelegenheit von heute oder gestern ist, sondern daß sie auch früher schon klug und geschickt genug war, sich ihr eigenes Wirkungsfeld und vor allem ihre eigene Wirkweise gegenüber dem Mann und im Vergleich mit ihm zu sichern.

Gerade in bezug auf die Frage nach der Weise ihres Wirkens in ihrer Beziehung zum Mann hat sich im Lauf der Geschichte neben dem bereits genannten Modell der Unterordnung aus der jüdisch-christlichen Tradition noch ein zweites entwickelt: das der Gleichwertigkeit und Polarität, das in der Romantik und im deutschen Idealismus ausgebildet wurde. Mann und Frau stehen einander im Spannungsverhältnis der beiden Pole einer Ellipse auf gleicher Ebene gegenüber; nur zusammen bilden sie den ganzen Menschen, so absolut ergänzen sie einander. In dieser Vorstellung werden einige Eigenschaften und Merkmale bei der männlichen und weiblichen Natur so festgeschrieben, daß ein Anderssein schon Unnatur wäre. Spuren dieser Festschreibung finden sich noch heute im Klischeedenken über Mann und Frau: Zum Mann gehören Kraft, Mut, Härte, zur Frau Gefühl, Anmut oder Tränen usw. Die Gegenüberstellung läßt sich erweitern: Natur steht gegenüber Vernunft, Anmut steht gegenüber Würde, Materie gegenüber Form, Stoff gegenüber Energie. Mann und Frau werden in diesem Modell schließlich in ein so stark von der Natur bedingtes Verhältnis der Ergänzung und Verwiesenheit eingeordnet, daß für die freie, spontane, selbstverantwortete Tat kein Spielraum mehr bleibt.

Die erste Emanzipationsbewegung der Frau, die vor etwa hundertfünfzig Jahren einsetzte, war sowohl gegen das erste wie gegen das zweite Modell der Zuordnung von Mann und Frau gerichtet. Im ersten war zu viel Bevormundung enthalten, im zweiten zu viel naturhafte Festschreibung. Ziel dieser Emanzipationsbewegung war die Gleichstellung der Frau vor allem im Hinblick auf ihre bürgerlichen Rechte: politisch, sozial, wirtschaftlich, rechtlich, kulturell wollte sie Anteil erhalten an den Rechten und Freiheiten, wie sie dem einzelnen durch den rasch fortschreitenden Individualisierungsprozeß im liberalen Bürgertum erschlossen wurden.

Die Zielsetzung der zweiten Emanzipationsbewegung, die erst am Beginn der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts einsetzte, hat mit ihrer Konsequenz noch ein drittes Denkmodell für das Verhältnis von Mann und Frau entwickelt, das bisher weder zu Ende gedacht noch zu Ende gelebt werden konnte, das aber sicher mehr als die beiden anderen die heutige öffentliche Meinung zu diesem Thema bestimmt: das Modell abstrakter Gleichheit der Geschlechter. Nach dieser Auffassung gibt es keinen ursprünglichen, natürlichen Unterschied zwischen Mann und Frau. Was als

Unterschied angesehen oder empfunden wird, gilt als Produkt von Kultur und Geschichte. Auch die physiologischen Unterschiede haben dann ihr Gewicht nur durch die soziokulturell veranlaßte Rollenverteilung erhalten. So schreibt Simone de Beauvoir: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt. Die Gesamtheit der Zivilisation gestaltet dieses Zwischenprodukt zwischen dem Mann und dem Kastraten, das man als Weib bezeichnet... Die Tatsache des Menschseins ist unendlich viel wichtiger als alle Besonderheiten, die Menschenwesen auszeichnen.“

Aufgrund dieser anthropologischen Prämisse konzentriert sich in dieser Frauenbewegung die Diskussion auf alle Fragen, die mit der Fortpflanzung zusammenhängen. Die biologische und physische Reproduktion hat ihre Wichtigkeit; gleichzeitig sind die sozialen Beziehungen zum Selbstzweck geworden, sowohl die zum Kind wie die zum Vater des Kindes. Hier kündigt sich bereits ein gänzlich verändertes Verhältnis zu allen Fragen der Sexualmoral, der Schwangerschaft, der Mutterschaft, der Ehe und Familie an.

Im Verlauf der genannten Diskussion wehrte sich eine der Schülerinnen, die auf dem Podium saßen, gegen den Sprachgebrauch von der „Nur-Mutter“ und setzte dagegen, daß sie das nicht verstehen könne. Nach ihrer Vorstellung sei es etwas außerordentlich Wichtiges, ein Kind zu haben und Mutter zu sein. Dorothee Sölle, eine der Podiumsteilnehmerinnen, hatte die Konzilianz, dem Mädchen zu dem außerordentlichen Mut zu gratulieren, der dazu gehört habe, diese Bemerkung in diesem Kreis zu machen; es müsse sich aber klar sein, daß man sich von diesem Standpunkt und von dem „Mutter-Mythos“ nun endlich gelöst habe. In diesem Zusammenhang kam auch der Hinweis, daß ein Kind zu haben und ein Kind aufzuziehen durchaus nicht von derselben Person geleistet werden müsse, sondern daß Muttersein in diesem Sinn nochmals frei gewählt werden könne.

Genügend Beiträge im Lauf der Diskussion hatten erkennen lassen, wie stark das Selbstbewußtsein der Frauen vom beruflichen Karrieredenken oder wirtschaftlichen Erfolgsdenken bestimmt ist. Damit ist wohl deutlich geworden, wie sehr die öffentliche Meinung in unserer Gesellschaft gerade in bezug auf das Thema Mann, Frau und Familie zur Zeit von dem Ansatz der zweiten emanzipatorischen Bewegung bestimmt wird.

Der verschwiegene Ausgangspunkt aller diesbezüglichen Erwägungen scheint die Suche nach persönlicher Befriedigung zu sein. Ihr liegt der Grundsatz vom „Recht auf Glück“ des einzelnen zugrunde, wie er vorbildlich für alle späteren liberalen Verfassungen Europas in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 festgeschrieben wurde. Beziehungen zum Nächsten, zur Arbeit, zur Zeit, zur Gesellschaft werden als Mittel und Möglichkeit gesehen, diesen Wunsch zu befriedigen. Gewiß werden dabei ernste sittliche Verpflichtungen eingegangen, ohne daß allerdings der genannte Ausgangspunkt in Frage gestellt würde.

Noch ein zweites fiel auf: Über der starken Betonung der Partnerschaft in den letzten fünfzehn Jahren sind die anderen Kennzeichen zwischenmenschlicher Beziehungen (Vater, Mutter, Freund) und andere anthropologische Aussagen (Person) zurückgetreten. Das sieht man etwa an der Meinung, die Tatsache, ein Kind geboren zu haben, mache die Frau zwar biologisch zur Mutter des Kindes, aber nicht in einem seinsmäßigen Sinn: die Annahme des Mutterseins sei nochmals eine eigene, freie Entscheidung, die nicht etwa mit der Bereitschaft, das Kind zu empfangen, bereits getroffen würde, sondern, wenn überhaupt, irgendwann später.

1963 hat Alexander Mitscherlich mit seinem Buchtitel „Vaterlose Gesellschaft“ ein wahrhaft prophetisches Wort gesprochen. Heute zeigt sich die Gefahr, daß die Vaterlosigkeit die Mutterlosigkeit nach sich zieht. Aber Kinder brauchen nun einmal nicht etwa nur den einen oder anderen Partner, sondern Eltern.

Die Fragen, die die Frauenbewegungen aufgeworfen haben – und der Brigitte-Bericht muß in diesem Zusammenhang gelesen werden –, sind deshalb so bedeutsam, weil sie im Innersten verknüpft sind mit den umfassenderen Fragen nach dem Menschen überhaupt, nach Sinn, Ordnung und Ziel eines menschlichen Daseins insgesamt, von denen zumal die Jugendlichen aufs bedrängendste heimge-sucht sind. Man muß, will man sie gültig beantworten, sich auf die letzte transzendente Dimension der Sinnggebung einlassen.

Literatur: Karl Lehmann, Die Stellung der Frau als Problem der theologischen Anthropologie, in: Internationale Katholische Zeitschrift 11 (1982) 305–324; Jörg Splett, Gerufen zu leben, in: Wähle das Leben. Symposium, 11. Juni 1982, Bonn-Bad Godesberg, Dokumentation Bonn 1982, 11–23.